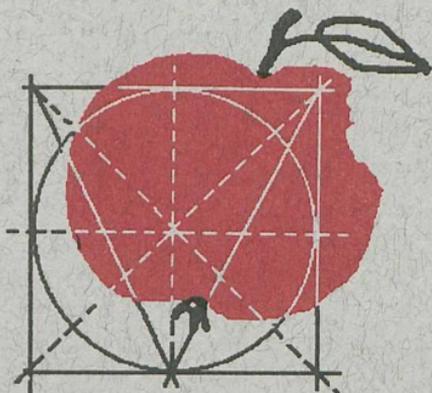


**BERLINER
WISSENSCHAFT-
LERINNEN
STELLEN
SICH VOR**



Nr. 2

Monika Sieverding

Was ist dran an der These der »androgynen Revolution«?

Erwartungen an Idealpartner und
Partnerschaft bei Berliner
Studentinnen und Studenten

Zentraleinrichtung zur Förderung von
Frauenstudien und Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin

In der Reihe *Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor* werden Vorträge publiziert, die an der Freien Universität gehalten wurden. Ziel ist es, ein Forum für die Diskussion von Forschungsergebnissen im fächerübergreifenden Bereich der Frauenforschung zu schaffen.

Herausgeber:

Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauenforschung

an der Freien Universität Berlin

Königin-Luise-Str. 34

1000 Berlin 33

Druck: Zentrale Universitätsdruckerei
der Freien Universität Berlin

Berlin 1988

Monika Sieverding

Nr. 2

Was ist dran an der These der
„androgynen Revolution“ ?

Erwartungen an Idealpartner und Partnerschaft bei
Berliner Studentinnen und Studenten

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe
„Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor“
der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauenforschung an der Freien Universität Berlin

30. Mai 1988

O. Einleitung

„Ich bin Du“ lautet der reißerische Titel eines kürzlich erschienenen Buches von Elisabeth Badinter (1987); Untertitel: „Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder Die androgyne Revolution“. Sandra Bem hatte schon in den 70er Jahren die These aufgestellt, daß beide Geschlechter ihre Handlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten erweitern könnten, „wenn sie von starren Geschlechtsrollen befreit werden und ihnen die Möglichkeit gegeben wird, androgyn zu sein“ (Bem, 1976). Der androgyne Mensch verfügt über Fähigkeiten und Eigenschaften, die traditionell als weiblich oder männlich bezeichnet wurden¹, unabhängig von den Vorschriften und Einschränkungen irgendwelcher Geschlechterrollen.

Geschlechterrollen sollen hier (in Anlehnung an Spence, Deaux u. Helmreich, 1985) nicht verstanden werden als Kategorisierung aller möglichen psychologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Im Sinne der Rollentheorie sind sie definiert als normative Erwartungen über die Teilung von Arbeit zwischen den Geschlechtern, als geschlechtsspezifische Regeln über soziale Interaktion in einem bestimmten kulturell-historischen Kontext. Weitere mit der Geschlechterrolle assoziierte Erwartungen beziehen sich auf „Eigenschaften und Eignungen, die der Mann oder die Frau haben soll. Daneben enthalten sie negative Festlegungen — Vorschriften darüber, welche Eigenschaften und Fähigkeiten nicht entwickelt werden dürfen“ (Pross, 1978, S. 27/28). Geschlechterrollen gibt es in Beruf, Freizeit, politischem und öffentlichen Leben: in wohl kaum einem Bereich haben sie so einschneidende Bedeutung und Auswirkung wie in der „Keimzelle der Gesellschaft“, der Familie sowie der Partnerschaft zwischen Mann und Frau.

Einhergehend mit gesellschaftlichen Veränderungen sind auch die traditionellen Geschlechterrollen in letzter Zeit in Bewegung geraten, ihre Inhalte vor allem seitens der Frauen in Frage gestellt worden. Wie Helge Pross schon 1978 feststellte, sind

¹ „androgyn“ leitet sich her von „andro“ für griechisch „männlich“ und „gyne“: griechisch für „weiblich“.

die Geschlechterrollen eng aufeinander bezogen, so daß „Wandlungen in der Soziallage des einen unweigerlich Wandlungen in der Soziallage des anderen nach sich ziehen“ (S. 11). Welche Auswirkungen könnten die Veränderungen und Verunsicherungen bezüglich der „neuen“ Geschlechterrollen auf die Beziehung zwischen Mann und Frau haben?

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie man Inhalte von Geschlechterrollen messen kann. Wiederum H. Pross hat darauf hingewiesen, daß in der BRD inzwischen Rechte und Gesetze im wesentlichen geschlechtsneutral formuliert seien. Wichtig ist es deshalb, vor- oder nebengesetzliche Wertvorstellungen zu untersuchen, die sich beispielsweise in Schulbüchern, Medien und Filmen sowie der kommerziellen Werbung niederschlagen. Nach Pross kommt „noch größere Bedeutung“ ... „den ungeschriebenen Erwartungen von Männern und Frauen an sich selber und an das jeweils andere Geschlecht zu“ (1978, S. 30).

Um diesen Aspekt soll es in diesem Vortrag gehen. Ich will zunächst die wichtigsten Merkmale der traditionellen Geschlechterrollen darstellen und anschließend Ergebnisse einer Berliner Untersuchung an jungen Männern und Frauen vorstellen, in der diese zu ihren Vorstellungen über Idealpartner/in und Partnerschaft befragt worden waren. Zum Schluß möchte ich — ausgehend von dieser Untersuchung — einige Thesen über mögliche Konfliktbereiche und weitere Entwicklungen wagen.

1. Die traditionellen Geschlechterrollen

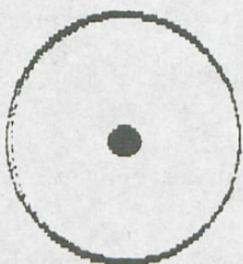
1.1 Instrumentalität und Expressivität

Überblickt man die sozialpsychologische Literatur der 50er und 60er Jahre, ist das herausragende Element zur Unterscheidung der Rollen von Mann und Frau das der Expressivität und Instrumentalität von Parson & Bales (1955). Sie ordneten dem Mann die instrumentale oder aufgabenbezogene und der Frau die expressive oder soziale emotional unterstützende Funktion im System Familie zu. Das „instrumentale ego“ — der Mann — war für die Beziehungen des Systems nach außen zuständig;

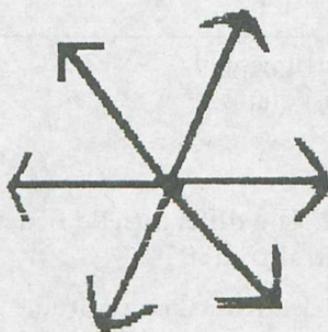
durch seine Berufstätigkeit sollte die Familie ernährt werden; darüber hinaus wurde er innerhalb der Familie angesehen als „letzte Entscheidungsinstanz“, als Ausführender von Bestrafung und Bewahrer von Disziplin und Kontrolle über die Kinder. Eigenschaften, die dem maskulinen Stereotyp zugeschrieben wurden, waren: Unabhängigkeit, Selbstbewußtsein, logisches Denken, Wettbewerbsorientierung, Abenteuergeist. Dagegen betraf die expressive Funktion, die der Frau zugeordnet wurde, die „inneren Angelegenheiten“ des Systems. Die Frau als Mutter sollte ein harmonisches Gleichgewicht in den Beziehungen der Familienmitglieder herstellen und Spannungen regulieren: in dieser typischen Vermittlerrolle wurden dem expressiven ego Eigenschaften wie Wärme, Einfühlsamkeit, Emotionalität und Besorgtheit um andere zugeschrieben.

In die gleiche Richtung geht die Unterteilung anderer Autoren wie die von Bakan (1966), der dem Mann den „sense of agency“ (in deutsch etwa: „Orientierung an Tätigkeit“) zuordnete, der Frau den „sense of communion“ (in deutsch etwa: „der Wunsch, an den Belangen anderer teilzunehmen“). Im deutschen Raum kümmerte sich Philipp Lersch in seinem Buch „Vom Wesen der Geschlechter“ (1947) um die „naturgemäßen“ Aufgaben von Mann und Frau.

DAS WESEN DER GESCHLECHTER N. P. LERSCH



LEBEN DER FRAU



LEBEN DES MANNES

Die Frau ist die „Hüterin des Lebens“: ihre Qualitäten sind die dienende Fürsorge, Liebe und Selbstaufopferung. Das Dasein der Frau ist „mittelpunktgesammelt“, das „weibliche Prinzip der Beharrlichkeit“ geht mit Passivität, Geduld und Seßhaftigkeit einher. Sie ist mitfühlend und -leidend, vermittelnd und ausgleichend. Der aktive Mann dagegen strebt nach Freiheit und „drängt in die Welt hinaus“, in der Überwindung von Widerständen wird Kampf „die pointierte Formel für die männliche Art der Begegnung und Auseinandersetzung mit der Welt“ (Lersch, 1947, S. 5).

Die Dimensionen Expressivität und Instrumentalität zur Kennzeichnung von Geschlechterrollen wurden nicht nur von Wissenschaftlern postuliert, sondern auch bei Befragungen gefunden: in mehreren Untersuchungen zur Erfassung von Geschlechterstereotypen wurden von beiden Geschlechtern mit hoher Übereinstimmung den Männern mehr instrumentale, den Frauen mehr expressive Eigenschaften zugeordnet. Diese Unterschiede zeigten sich ebenfalls — wenn auch zum Teil weniger deutlich ausgeprägt — in den Selbstbeschreibungen der Geschlechter (meist Collegestudenten/innen). (S. Rosenkrantz et al. 1968 an amerikanischen Collegestudenten/innen; Seward & Larson 1968 an amerikanischen und deutschen Jungen und Mädchen).

Dabei wurde angenommen, daß die Cluster instrumenteller und expressiver Eigenschaften praktisch inkompatibel seien, und sie wurden wie Endpunkte auf einem eindimensionalen Kontinuum Maskulinität-Feminität behandelt.

instrumentell
maskulin

expressiv
feminin

1.2. Die differentielle Bedeutung der physischen Attraktivität

In der Rosenkrantz-Studie (1968) gehörte zum männlichen Stereotyp, sich nichts auf die äußere Erscheinung einzubilden („not conceited about appearance“), zum weiblichen, interes-

siert an der eigenen äußeren Erscheinung zu sein („interested in own appearance“). Ich möchte diesen Aspekt, die differentielle Bedeutung der physischen Attraktivität neben Instrumentalität und Expressivität als dritte entscheidende Variable zur traditionellen Unterscheidung der Geschlechter bezeichnen. So stand beispielsweise in einer Untersuchung von Macbrayer (1960) bei den Vorstellungen von männlichen Collegestudenten über eine perfekte Frau das schöne Aussehen an erster Stelle („My idea of a perfect woman ... is beautiful“), bei den 10 wichtigsten Vorstellungen der Frauen tauchte das Aussehen des „perfekten Mannes“ dagegen nicht auf. In einer Übersicht über verschiedene Studien kommen Bar Tal u. Saxe 1976 zu dem Ergebnis:

„the evidence from several types of studies indicates that physical attractiveness is a more important factor in the evaluation of females than of males“ (Übersetzung etwa: ... „daß physische Attraktivität in der Bewertung von Frauen ein wichtigerer Faktor ist als in der Bewertung von Männern“).

In einer Analyse von über 2000 Heiratsanzeigen Anfang der Fünfziger Jahre fand Ilse Jaeger, daß beide Geschlechter sich darüber einig waren, daß „das Äußere“ (neben „guter Herkunft“ und „guter Vergangenheit“) bei Frauen von größerer Wichtigkeit seien als bei Männern (zit. in Kaupp 1968). In einer Nachfolgeuntersuchung bestätigte Kaupp, daß das physische Äußere in männlichen Wünschen und weiblichen Selbstdarstellungen eine viel erheblichere Rolle spielte als umgekehrt.²

Nach Aussagen Schopenhauers dient die Schönheit der Frau als „Waffe und Werkzeug“ zur Sicherung ihres Daseins. Durch sie wird der Mann „hingerissen“, die Sorge für sie auf Zeit lebens

² Dafür nahm in männlichen Selbstdarstellungen und weiblichen Wünschen der Beruf einen ungleich höheren Rang ein. Kaupp schloß aus seinen Daten: „Beide Geschlechter scheinen sich also darüber einig zu sein, daß es in erster Linie immer noch der Mann ist, der Frau und Familie wirtschaftlich sicherstellt und der berufliche Status gleichzeitig den Status des Ehepartners und der der Kinder bestimmt.“

zu übernehmen (siehe auch das Zitat von Rousseau über Emil und Sophie³).

1.3. Die traditionellen Geschlechterstereotype

Versucht man, die traditionellen Geschlechterstereotype (gültig bis ca. Ende der 60er Jahre) kurz zusammenzufassen, könnte man sagen: Der „typische“ Mann ist instrumentell, wenig expressiv, legt wenig Wert auf sein Aussehen. Die „typische“ Frau ist expressiv, wenig instrumentell und sehr um ihr schönes Aussehen bemüht. (Werbespot aus den 50er Jahren: „Zwei Probleme beschäftigen jede Frau: Was koche ich heute — und: Was ziehe ich heute an?“). In geradezu klassischer Weise sind diese Bilder in den meisten Westernheldenklischees repräsentiert.

2. Veränderungen

2.1 Veränderungen des Konzepts Instrumentalität versus Expressivität

In den 70er Jahren wurde die Auffassung von einem eindimensionalen Kontinuum Expressivität — Instrumentalität von einer Reihe von Autoren in Frage gestellt (Constantinople, 1973; Bem, 1974; Spence, Helmreich & Stapp, 1975). Diese vertreten ein Konzept, wonach sogenannte männliche instrumentale und sogenannte weibliche expressive Charakteristika unabhängige Dimensionen darstellen. Das Konzept wurde durch Erhebungen der Selbstkonzepte gestützt, die mit Fragebögen zur Erfassung instrumentaler und expressiver Eigenschaften erfaßt wor-

³ Rousseau entwarf das Bild von Emil und Sophie als ideales Ehepaar. „Eigens geschaffen, um dem Mann zu gefallen“, wird Sophie dazu erzogen, kokett und dummlich zu sein und sich mit Nebenrollen zufriedenzugeben. Es ist ihre „Natur“, daß sie nicht für sich selbst geschaffen wurde, sondern dazu, sich dem Mann zu unterwerfen, sich ihm liebenswert zu zeigen, ihm nachzugeben und selbst seine Ungerechtigkeit geduldig zu ertragen. (zit. nach Badinter, 1987, S. 290).

den waren, z. B. dem Bem Sex Role Inventory (BSRI) von Bem (1974) und dem Personal Attributes Questionnaire (PAQ) von Spence, Helmreich & Stapp (1974, 1975). Bei beiden Fragebögen lagen Männer durchschnittlich höher auf der Instrumentalitäts- und niedriger auf der Expressivitäts-Skala; innerhalb jedes Geschlechts war die Korrelation zwischen den beiden Skalen jedoch nahe 0 (s. Spence & Helmreich, 1979).

Sandra Bem (1974, 1976) entwickelte das Konzept der psychologischen Androgynität: nach ihrer Auffassung schränken die traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit — die inzwischen quasi synonym zu Instrumentalität und Expressivität gesetzt worden waren — die Menschen in ihren Verhaltensmöglichkeiten ein. Geht man von zwei unabhängigen Dimensionen „Expressivität“ und „Instrumentalität“ aus, sind für jedes Geschlecht 4 typische Ausprägungen möglich:

	M		
hoch	maskulin	androgyn	
niedrig	undifferenziert	feminin	
	niedrig	hoch	F

Charakteristika von Geschlechtsrollentypen (in Anlehnung an Spence & Helmreich, 1979)
(M = M-Skala, F = F-Skala)

Die androgyne Person verfügt danach über ein Repertoire an instrumentellen und expressiven Eigenschaften und Fähigkeiten, die sie anwenden kann je nach Erfordernis der Situation. Durch die so gewonnene Flexibilität des Verhaltens — anstelle von Androgynität wurde auch von Geschlechtsrollentranszendenz gesprochen — soll nicht nur das androgyne Individuum psychisch „gesünder“ sein als das geschlechtsrollenfixierte⁴. Da

⁴ So korrelierten hohe Maße in Androgynität mit hohen Selbstwertgefühlen (Spence, Helmreich & Stapp 1975), Flexibilität (Bem 1974) und Kreativität (Harrington u. Anderson 1981).

Geschlechterrollen vor allem in der Interaktion mit anderen von Bedeutung sind, in kaum einem Bereich so sehr wie in dem engen Zusammensein in Partnerschaft und Familie, wurde das Konzept erweitert: Androgynität in der Partnerschaft führt zu größerer Zufriedenheit, indem beiden Partnern der vollständige Ausdruck individueller Eigenschaften und Qualitäten möglich ist, unabhängig von den Einschränkungen irgendwelcher geschlechtsrollenabhängiger Erwartungen (s. Antill, 1983, Murstein u. Williams 1983, Parelman 1983).

2.2. Die Veränderung der Situation der Frau, Veränderung der Geschlechterrollen in den letzten Jahrzehnten. Forderungen der Frauenbewegung

Die „Entdeckung“ des androgynen Typus in der psychologischen Forschung ging nicht unabhängig von gesellschaftlichen Veränderungen vonstatten: Seit Beginn dieses Jahrhunderts und besonders seit den 60er Jahren hat sich die Situation und die Rolle der Frau in geradezu dramatischer Weise verändert. Die schrittweise Herstellung formal gleicher Rechte in Bildung, Beruf und öffentlichem Leben befreiten viele Frauen aus der totalen Abhängigkeit des (Ehe-)Mannes und der Familie und eröffneten vollkommen neue Möglichkeiten, ihre instrumentalen Egoanteile (wieder)zuentdecken. Das traditionelle Leitbild der Familienmutter existierte und existiert zwar weiterhin, konkurrierte nun aber mit dem einer unabhängigen, selbständigen Lebensweise (s. Beck-Gernsheim, 1982, 1988). Von der Frauenbewegung wurden die traditionellen Rolleninhalte sowie die Aufteilung zwischen den Geschlechtern radikal in Frage gestellt. Die Funktionalisierung der Frau in den Rollen „Sexualobjekt“, „Haushälterin“ und „Mutter“ wurde zum Thema gemacht und zurückgewiesen, die Unzufriedenheit vieler Frauen mit ihren Partnern und Partnerschaften öffentlich. Zunehmend mehr Frauen begannen, den Männern gleich „die Welt draußen“ (Lersch 1947) zu erobern, sie weigerten sich, noch länger „Instanz der Harmonie in der Ehe“ (Beck-Gernsheim 1988) zu sein und forderten von ihren Partnern ebenfalls die Verwirklichung von Zärtlichkeit, Wärme, Einfühlsamkeit.

3. Die Untersuchung

3.1. Ziel und Vorgehensweise

Ich möchte heute die Ergebnisse einer explorativen Berliner Studie vorstellen, in der junge Frauen und Männer über ihre Vorstellungen zu Idealpartner/in und Partnerschaft befragt wurden. Mich interessierte, inwiefern die Veränderung der gesellschaftlichen Situation der Frau und die Frauenbewegung ihren Niederschlag in den Einstellungen und gegenseitigen Erwartungen gefunden haben. Wünschen sich Männer und Frauen von heute einen androgynen Partner? Und welche Zukunftswünsche haben sie an sich selbst und an Partnerschaft? Wie könnten sich Konzepte heterosexueller Partnerschaft in Zukunft verändern — wo liegen möglicherweise Konfliktbereiche?

Befragt wurden 194 junge, akademisch vorgebildete Männer und Frauen zwischen 18 und 40 Jahren, der Mittelwert lag bei 24 Jahren. 85 % waren Studenten/innen, der Rest setzte sich aus Umschülern und mittleren Angestellten akademischer Berufe zusammen. Es wurde also keine repräsentative Stichprobe befragt, sondern eine selektierte Gruppe, die in Bezug auf Alter, Bildung, möglicherweise auch der Schichtzugehörigkeit nicht mit der bundesdeutschen Normalbevölkerung zu vergleichen ist. Man kann bei einer solchen Gruppe davon ausgehen, daß hier Rollenaufteilungen zwischen den Geschlechtern weniger starr gehandhabt werden, daß hier am ehesten verkrustete Rollenerwartungen in Frage gestellt und neue Modelle ausprobiert werden. Wenn es eine Entwicklung zum androgynen Typ, zur androgynen Partnerschaft geben sollte, müßte man sie — so nehme ich an — am ehesten in einer solchen Population feststellen können.

Die Befragung erfolgte mittels eines Fragebogens, der teils aus standardisierten Fragen mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten bestand, teils waren offene Antworten möglich. Zum Idealtypus wurde eine Liste von 64 Eigenschaften vorgegeben, wobei für jede Eigenschaft angegeben werden sollte, wie wichtig diese an einem Idealpartner ist. Die Einstufung erfolgte von 1 — „völlig unwichtig“ bis 10 — „ganz wichtig“. Bei den Fragen zum Idealtypus interessierten in erster Linie die Dimensionen

Expressivität, Instrumentalität und physische Attraktivität. (Die Fragen wie Eigenschaftslisten waren aufgrund von Voruntersuchungen entwickelt worden. Vorangegangen waren offene Befragungen von StudentInnen zu ihren Idealpartnern sowie Analysen von Heirats- und Kontaktanzeigen in verschiedenen bundesdeutschen Zeitungen. In die Eigenschaftslisten wurden außerdem Adjektive aufgenommen, die in der Literatur übereinstimmend der expressiven oder instrumentellen Dimension zugeordnet werden.)

3.2. Ergebnisse

3.2.1. Die Erwartungen von Männern und Frauen an ihre Idealpartner/innen haben sich aneinander angeglichen.

Beide Geschlechter wünschen sich von ihrem Idealpartner in hohem Maße expressive Eigenschaften und Fähigkeiten. Am stärksten gewünscht werden Eigenschaften wie: „einfühlsam“, „zärtlich“, „liebervoll“, „verständnisvoll“ und „warmherzig“. Frauen legen auf diese expressiven Eigenschaften bei ihrem Idealpartner zum Teil noch signifikant mehr Wert als Männer.

Eigenschaften, die eher der sogenannten instrumentellen Funktion zuzuordnen sind, haben bei der Beschreibung des Idealpartners deutlich weniger Gewicht. Ein Ergebnis, daß damit zusammenhängen kann, daß für das Gelingen einer Partnerschaft expressive Funktionen als wichtiger angesehen werden als instrumentelle. Dies paßt zu den Ergebnissen anderer Untersuchungen:

Schenk & Pfrang (1983) fanden bei deutschen Ehepaaren, daß die expressive Dimension „Einfühlung“ von beiden Geschlechtern für den Bereich der Ehe als wichtiger angesehen wurde als die instrumentelle Dimension „Durchsetzungsvermögen“. Antill (1983) fand, daß Frauen und Männer die größte partnerschaftliche Zufriedenheit zeigten, wenn sie mit einem femininen Partner zusammen waren. Er zog daraus den Schluß, daß sogenannte feminine Eigenschaften für eheliches Glück wichtiger seien als sogenannte maskuline.

Die Forderung nach mehr Einfühlung entspricht dem traditio-

nellen Geschlechterklischee der Frauen, steht aber im Widerspruch zu dem des Mannes, das durch Leistungsorientierung und wenig Expressivität gekennzeichnet ist. Schenk & Pfrang (1983) sprechen deshalb von einem „Infragestellen der männlichen Rolle“⁵.

In unserer Untersuchung wünschten sich aber auch beide Geschlechter einen Partner, der über ein gewisses Maß an instrumentellen Fähigkeiten verfügt: er oder sie soll unabhängig, durchsetzungsfähig und selbständig sein. Männer wünschen sich von ihren Partnerinnen noch sign. stärker die Eigenschaften „mutig“ und „initiativeergreifend“ als umgekehrt: möglicherweise ein Hinweis darauf, daß sie für sich auch einen passiveren Part in der Partnerschaft akzeptieren können. Hier können wir einen deutlichen Wandel zu früheren Beziehungsdefinitionen feststellen, in denen die Frau dem Mann als unterlegen und von ihm abhängig angesehen wurde.

Zum Vergleich sei eine ältere Untersuchung herangezogen, in der eine repräsentative Stichprobe deutscher Ehemänner nach ihrer Idealfrau befragt worden war (Giger, 1981, s. Abb. 1). Natürlich sind die Stichproben nicht vergleichbar in Bezug auf Alter, Bildung und Partnerschaftserfahrung. Es lassen sich vielleicht trotzdem Trends erkennen, wie sich eine gebildete junge Population zu den Idealen ihrer „Väter“ verhält.

Während in jener Untersuchung die „Hausmütterchen“-Eigenschaften wie „häuslich“, „fleißig“ und „sparsam“ hoch im Kurs standen, sind den Männern unserer Befragung Selbstbewußtsein und Unabhängigkeit wichtiger.

⁵ Auch Beckmann (1979) kommt bei dem Vergleich der Ergebnisse zweier repräsentativer Erhebungen mit dem Gießen-Test 1968 und 1975 zu dem Ergebnis, „daß das männlich-instrumentelle Ideal in Bewegung geraten ist“. Nach seinen Aussagen haben sich die Ideal-Selbstbilder der Geschlechter in den letzten Jahren so stark aneinander angenähert, daß sie praktisch identisch sind. Dabei habe sich das Selbstkonzept der Männer mehr verändert als das der Frauen, „beide zusammen sich jedoch gleichsinnig in Richtung mehr weiblicher Rollenmerkmale verändern“ (S. 176/177).

3.2.2. Traditionelle Geschlechterklischees finden sich noch in den Erwartungen

Die Erwartungen der Männer an ihre Idealpartnerinnen sind teilweise als ambivalent oder als widersprüchlich zu bezeichnen. Die Erwartungen bezüglich des physischen Äußeren der Idealfrau sind sehr hoch und im Vergleich zu der Untersuchung von 1976 gleich geblieben: „hübsch“ und „charmant“ soll die Partnerin nach wie vor sein, „sexy“ wird als noch wichtiger angesehen.

Wir finden in unserer Untersuchung die größten signifikanten Unterschiede zwischen den Geschlechtern bei den Eigenschaften, die sich auf das physische Äußere des Idealpartners / der -partnerin beziehen. Männer legen heute noch einen ungleich höheren Wert auf das — schöne — Aussehen ihrer Partnerin als umgekehrt. So finden sich in einer Rangreihe der 25 wichtigsten Eigenschaften allein 8, die sich auf das Aussehen der Partnerin beziehen: sie soll attraktiv, gutaussehend, hübsch, schön, ansehnlich sein (im Vergleich: bei den Frauen tauchen unter den 25 wichtigsten Eigenschaften nur 3 auf, die sich aufs Äußere beziehen.) Auch Eigenschaften wie „weich“, „chic“, sogar „süß“ sind den Männern an ihrer Wunschpartnerin durchaus nicht unwichtig (Abb. 2).

Stereotype Charakterisierungen spielen bei den Männern eine größere Rolle als bei den Frauen. Ihnen ist eine „feminine“ und „weibliche“ Frau (was immer sie sich darunter vorstellen) signifikant wichtiger als Frauen ein „maskuliner“ oder „männlicher“ Mann⁶. Dazu paßt die Einordnung der Eigenschaft „emanzipiert“: obwohl im gängigen Sprachgebrauch viel häufiger zur Beschreibung von Frauen als von Männern angewandt, war in unserer Untersuchung diese Eigenschaft den Frauen an ihren Partnern signifikant wichtiger als den Männern⁷. „Emanze“ oder „zu emanzipiert“ wurde dagegen von einigen Männern

⁶ Durchschnittswerte 7.2 und 7.8 bei Männern gegen 6.2 und 6.6 bei Frauen, Unterschied ist signifikant, $p = 0.0001$.

⁷ Mittelwert 7.5 bei Frauen, 6.6 bei Männern.

ausdrücklich genannt, auf die Frage, wie die Partnerin **nicht** sein solle. Der Reklameslogan, den ich neulich in einer Berliner Tageszeitung fand, trifft recht gut die Erwartungen der Männer an ihre Partnerinnen: „feminin, aufregend, selbstbewußt“.

3.2.3. Die Rollen der Frau: die feminine und die moderne Rolle

Die Veränderung der Rolle der Frau in den letzten Jahrzehnten ist objektiv faßbar. Im Grunde spricht man jedoch besser von einer Zunahme von Rollen. Wie Komarovsky bereits 1946 schrift, kam zur „femininen Rolle“ die „moderne Rolle“ hinzu. Die moderne Rolle ist eigentlich unabhängig vom Geschlecht und verlangt von der Frau praktisch die gleichen Qualitäten und Fähigkeiten, die der Mann benötigt, um in den Bereichen Ausbildung und Beruf erfolgreich zu sein. Die feminine Rolle ist daneben weitgehend unangetastet bestehen geblieben. Diese doppelte Erwartung zeigte sich in unserer Untersuchung. Daß die Erwartungen an sich selbst von jungen Frauen heute noch als widersprüchlich wahrgenommen werden und die „moderne“ wie die „feminine“ Rolle beinhalten, wurde auch kürzlich in einer Befragung von TeilnehmerInnen eines Seminars an der FU Berlin deutlich. Die Studentinnen spürten an sich von ihren Partnern die Erwartung, beide Rollen zu übernehmen, gleichzeitig „Intellektuelle“, „Freundin“, „Liebchen“, „Aushängeschild“ und „Mutter“ zu sein. Sie nahmen die Anforderung wahr, gleichzeitig „selbstbewußt und anschmiegsam“ zu sein, zwar „unabhängig und intelligent zu sein“, jedoch auch nicht zu sehr.

Die Widersprüchlichkeit der Erwartungen wird dabei häufig den Männern nicht bewußt. Dazu exemplarisch die Antwort eines 23-jährigen Medizinstudenten. Auf die Frage, welche Eigenschaften ihm an seiner jetzigen Partnerin fehlen würden, antwortete er: „sie könnte etwas besser aussehen“. Und zugleich: „sie könnte mehr Selbstbewußtsein haben“.

Die Frau heute soll über instrumentelle Qualitäten zwar verfügen, aber nur bis zu dem Maße, wie sie mit dem Mann nicht in Konkurrenz gerät und dessen Selbstbild unangetastet läßt: Das

Etikett „Emanze“ ist eine der möglichen Sanktionen, mit der Frauen, die sich nicht daran halten, konfrontiert werden.

Die Widersprüchlichkeit der Erwartungen bringt Konflikte mit sich. Dazu noch einmal die Untersuchungen von Komarovsky (1946) und Wallin (1950): Die feminine Rolle in den 50er Jahren bestand u. a. darin, daß sich die Frauen ihren Partnern unterordneten und diesen intellektuell unterlegen zu sein hatten. Als intelligent und ehrgeizig angesehen zu werden, galt als unweiblich und verringerte die Chancen, von einem Mann zum „date“ eingeladen zu werden. 1946 und 1950 löste die Hälfte der von Komarovsky und Wallin befragten Frauen diese Konflikte so, daß sie sich im Umgang mit ihren Partnern dümmer stellten als sie tatsächlich waren, d. h. akademische Leistungen verschwiegen, Nichtwissen vortäuschten oder dem Mann in einer intellektuellen Diskussion das letzte Wort ließen. Wallin war der Auffassung, daß dieses Verhalten den meisten Frauen keine existentiellen Konflikte bereiten würde, da sie mehrheitlich orientiert seien an Heirat, Heim und Kindern und nicht „militant der modernen Rolle verpflichtet“. (Wallin, 1950, S. 292, eigene Übersetzung).

Dies trifft für die Frauen unserer Untersuchung auf jeden Fall nicht zu. Ihnen waren traditionell männliche Bereiche wie Karriere, Anerkennung, Beruf, Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung für ihre Lebenszufriedenheit ebenso wichtig wie den Männern.

3.3. Welche Auswirkungen könnten die veränderten Geschlechterrollen auf heterosexuelle Partnerschaften haben ?

Man kann davon ausgehen, daß — bei einer jungen akademisch vorgebildeten Population — das alte Gleichgewicht der Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau in Familie und Partnerschaft nicht mehr stimmt. Junge Frauen drängen zunehmend in instrumentelle Bereiche vor und erwarten von ihren Partnern die Übernahme expressiver Aufgaben in der Partnerschaft. Die selbstlose Frau, die zugunsten ihres Partners auf ihre eigene berufliche Karriere verzichtet, um sich Heim und Kindererzie-

hung zu widmen, wird in diesen Kreisen bald möglicherweise nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme sein.

Treten die Frauen im instrumentellen Bereich in Konkurrenz mit ihren Partnern, sind Konflikte zu erwarten. So hatte Talleyrand Ende des 18. Jhdts. sicher nicht unrecht, wenn er darauf hinwies, daß der Ausschluß der Frauen von öffentlichen Ämtern für beide Geschlechter ein Mittel sei, „das Glück des Ehepaars“ zu mehren (— wenn natürlich auch auf Kosten der Frau). (zit. aus Badinter 1987). So fand Beckmann (1979), daß bei Problemehen häufiger eine Umkehrung der stereotypen Rollenmuster zu finden ist als bei durchschnittlichen Ehen: „In Problemehen rivalisieren die Partner vermehrt um soziale Anerkennung und Erfolg, in durchschnittlichen Ehen hat sich der eine Partner, häufiger die Frau, damit abgefunden, daß der Mann die Position des Erfolgreichen einnimmt, worin er von der Frau dann auch bestätigt wird“ (S. 185).

Es ist die Frage, ob dies die Frauen weiterhin tun werden. In unserer Idealpartnerstudie hatten wir auch nach Zukunftswünschen in Bezug auf Beruf, Karriere, Familie und Partnerschaft gefragt. Es lassen sich dort einige Verschiebungen zu den Idealen unserer Eltern erkennen:

Gleich viele Frauen wie Männer, nämlich fast 2/3 (63 %) wollen später Karriere machen. Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigten sich jedoch einige, was Zukunftserwartungen angeht, die sich auf die Bereiche Ehe und Kinder bezogen. Jede 3. Frau (32 %) aber nur jeder 6. Mann (16 %) gab an, später nicht heiraten zu wollen. Ebenso war die Zahl der Frauen, die angab, später keine Kinder haben zu wollen mit 8 % doppelt so hoch wie die der Männer (4 %). 12 % der Frauen wollen Kinder auch ohne feste Partnerschaft (Männer: 6 %). 17 % der Männer, aber auch 9 % der Frauen konnten sich nicht vorstellen, für ein Kind später die eigene Berufstätigkeit zurückzustellen (s. Abb. 4). Diese Angaben könnten ein Hinweis darauf sein, daß von Frauen die traditionellen Muster Ehe und Familie in stärkerem Maß in Frage gestellt werden als von Männern. Diese Interpretation würde gestützt durch Untersuchungen, wonach Frauen unzufriedener mit ihren Partnerschaften sind als Männer (Jür-

gens, 1988⁸; Kabbath-Taddei, 1986) und die Tatsache, daß die meisten Scheidungen von Frauen eingereicht werden.

Männer wie Frauen, die angaben, daß die Frauenbewegung auf sie persönlich einen Einfluß gehabt habe, äußerten deutlich abweichende Zukunftserwartungen an Partnerschaft als solche ohne persönlichen Einfluß. Von der ersten Gruppe glaubt nur (noch) weniger als die Hälfte (44 %) an die Möglichkeit oder Wünschbarkeit einer möglichst lang anhaltenden treuen Beziehung zu einem Partner. Mehr als die Hälfte dagegen (55 %) will neben einer festen Partnerbeziehung noch andere sexuelle Beziehungen haben oder immer mal wieder eine neue Beziehung eingehen (s. Abb. 5).

Die jungen Männer und Frauen unserer Erhebung waren sich weitgehend einig in der Ablehnung einer traditionellen Rollenaufteilung (s. Abb. 6). Nur ein geringer Prozentsatz (7 % der Männer, 4 % der Frauen) befürwortete eine Rollenaufteilung, bei der Frauen mehr den Gefühlsbereich vertreten, Männer den Bereich von Aktivität und Leistung. Die meisten Befragten wünschten sich, daß beide Geschlechter gleichermaßen beide Bereiche vertreten sollten — also praktisch den/die androgyne/n Partner/in. Dabei wird von Männern mehr Änderungsbereitschaft erwartet als von Frauen: 17 % der Männer und 15 % der Frauen sagten, daß vor allem Männer sich ändern sollten zu mehr Bereitschaft, Gefühle zu zeigen. Nur ein kleiner Teil (4 % der Männer, 5 % der Frauen) meinen, Frauen sollten sich ändern zu mehr Aktivität und Leistung. Dies entspricht einem

⁸ Der Bevölkerungswissenschaftler H. Jürgens aus Kiel leitete eine Langzeitstudie über 10 Jahre an 5 000 deutschen Ehepaaren. Eines der auffallendsten (noch unveröffentlichten) Ergebnisse war die weitverbreitete Unzufriedenheit vieler Ehefrauen. 34 % der Paare ließ sich innerhalb des Untersuchungszeitraumes scheiden. Auf die Frage, ob sie denselben Partner/in noch einmal heiraten würde, bejahte die große Mehrheit der Ehemänner (80 %), aber nur die Hälfte der Ehefrauen (52 %). „Den neuen Partner, den gibt es nur in den Medien“, so die Aussage von Jürgens, und: „ab dem 2. Kind spielen die Ehemänner wieder den alten Pascha“. (Mündliche Mitteilung, Feb. 1988)

anderen Ergebnis der Untersuchung. Befragt, was ihnen an ihrem jetzigen Partner fehlen würde, nannte eine Reihe von Frauen die Fähigkeit oder Bereitschaft, Gefühle zu zeigen und auszudrücken, sich über Probleme auseinanderzusetzen und auf die Bedürfnisse der Frauen einzugehen.

4. Schluß

Die Ergebnisse unserer Befragung zeigen bei jungen, akademisch vorgebildeten Männern und Frauen deutliche Annäherungen in den gegenseitigen Erwartungen, was instrumentelle und expressive Eigenschaften angeht. Wir finden in diesen Erwartungen durchaus Ansätze eines „androgynen“ Typus. Doch auch traditionelle geschlechtsstereotype Erwartungen, vor allem seitens der Männer sind noch nicht aufgegeben worden. Um es vielleicht ein wenig vereinfacht auszudrücken: Männer wünschen sich eine androgyne Frau, aber feminin soll sie trotzdem noch sein und zu maskulin darf sie auf keinen Fall sein. Ein solches Ergebnis wurde schon in anderen Untersuchungen gefunden: Frauen bevorzugten androgyne Männer gegenüber maskulinen, aber Männer bevorzugten feminine Frauen vor androgynen, vor allem, wenn es nicht um Freundschaft, sondern um eine Liebesbeziehung geht (Pursell & Baniokotes, 1978; Kulik & Harackiewicz, 1979). Frauen spüren nach wie vor die Rollenanforderungen zweier zum Teil inkompatibler Rollen, der modernen und der femininen Rolle. Diese Erwartungen stehen in Kontrast zu den Selbstbildern der Frauen, die sich inzwischen ebenso sehr an instrumentellen Werten orientieren wie Männer. Dies wird möglicherweise zu Konflikten führen. Hierbei ist der Zeitpunkt unserer Befragung kritisch zu bedenken: Fast alle unsere Befragten befanden sich noch in der Ausbildung bzw. in den ersten Phasen ihres Studiums. Man muß davon ausgehen, daß zu diesem Zeitpunkt die Aufteilung von Aufgaben in einer Partnerschaft noch nicht von fundamentaler Bedeutung ist. Die jungen Männer und Frauen verfolgen in diesem Lebensabschnitt weitgehend ähnliche Ziele, wobei der Abschluß des Studiums oder der Ausbildung an vorderer Stelle steht. Fragen, die Kinder, Heirat, Familiengründung betreffen, sind für die meisten von ihnen noch nicht

aktuell. Die von Parson & Bales (1955) beschriebene Rollenaufteilung ergab sich als letzte Konsequenz aus der durch die Industrialisierung entstehenden Teilung des öffentlichen und privaten Raums. Da dem Mann der öffentliche Raum zugeschrieben worden war, mußte jemand — die Frau — für den privaten Raum verantwortlich gemacht werden. Solange beide Geschlechter noch nicht berufstätig sind, solange noch keine Kinder zu umsorgen sind, solange Partnerschaften auf einer unverbindlichen Ebene eingegangen werden, ist das Ideal einer egalitären Partnerschaft naheliegend und auch eher realisierbar. Die eigentlichen Konflikte entstehen erst später, dann nämlich, wenn es um die Verteilung des öffentlichen und privaten Raumes in einer Partnerschaft geht. Dringen die Frauen mehr in den öffentlichen Raum vor, werden sie zu potentiellen Konkurrentinnen ihrer Partner. Wie in der neuen „Mütterlichkeitsbewegung“ deutlich wird, entzieht sich ein Teil der Frauen einer möglichen Auseinandersetzung und besinnt sich auf traditionelle weibliche Werte und den privaten Raum zurück. Andere Frauen richten die Konflikte quasi nach innen, gegen sich selbst: Daß Frauen häufiger über körperliche Beschwerden, Ängste, Abgespanntheit, Schlaflosigkeit und Depressionen klagten als Männer wurde u. a. von Richter (1973) berichtet und in Zusammenhang mit den widersprüchlichen Rollenerwartungen gebracht⁹. Wir können natürlich keine Aussagen über das tatsächliche spätere Verhalten der von uns befragten Frauen machen. Ich könnte mir jedoch vorstellen, daß die betroffenen Frauen diese Konflikte mit zunehmender Aggressions- und Konfliktbereitschaft auch in ihre Partnerschaften tragen werden und von ihren Partnern fordern, sich mitzuändern.

⁹ Richter spricht in diesem Zusammenhang von einer „Identitätskrise“, die zwar beide Geschlechter betreffe, aber bei der Frau deutlicher sei: „Die Frau ist uns als derjenige Teil sichtbar, der einerseits den eingeleiteten Wandel des Geschlechterverhältnisses initiiert zu haben und der andererseits die mit diesem Wandel einhergehenden emotionalen Erschütterungen vorzugsweise auszutragen scheint“ (1973, S. 294).

Wie sieht es auf Seiten der Männer aus? Trotz der Forderung der Frauen nach gefühlvolleren Männern „zieren“ sich diese noch, den expressiven, den privaten Bereich als gleichattraktiv dem instrumentellen, öffentlichen Raum wahrzunehmen¹⁰. Hier spielt die gesellschaftliche Höherbewertung traditionell „männlicher“ Tätigkeiten und Eigenschaften eine maßgebliche Rolle¹¹. Ein anderer Mechanismus, der allerdings in unserer Befragung nicht deutlich wurde, wäre der, daß umgekehrt Männer für das Zeigen weiblicher Eigenschaften sanktioniert werden; in einigen Untersuchungen wurden Männer, die sich entgegen dem Geschlechterstereotyp verhielten und sogenannte weibliche Eigenschaften zeigten (z. B. Passivität oder Abhängigkeit) weniger gemocht als Männer, die sich entsprechend dem Klischee verhielten, vor allem von traditionell eingestellten Personen (Seyfried u. Hendrick, 1973; Costrich et al. 1975, Richardson et al., 1980).

Die androgyne Partnerschaft, wo wirklich jeder beides sein kann, „unabhängig und zärtlich, selbstsicher und nachgiebig, männlich und weiblich“ (Bem, 1976, S. 59) ist meines Erachtens) vorläufig noch Utopie. Vorübergehende Begleiterscheinungen einer vielfach fehlenden Balance in der Aufteilung der Geschlechterrollen und einer fehlenden Freiheit, wirklich androgyn zu sein, könnte ein Anwachsen der manifesten Konflikte und Krisen in heterosexuellen Partnerschaften sein, eine

¹⁰ S. dazu das männerselbstkritische Buch „Männer lassen lieben“ von Wieck (1987).

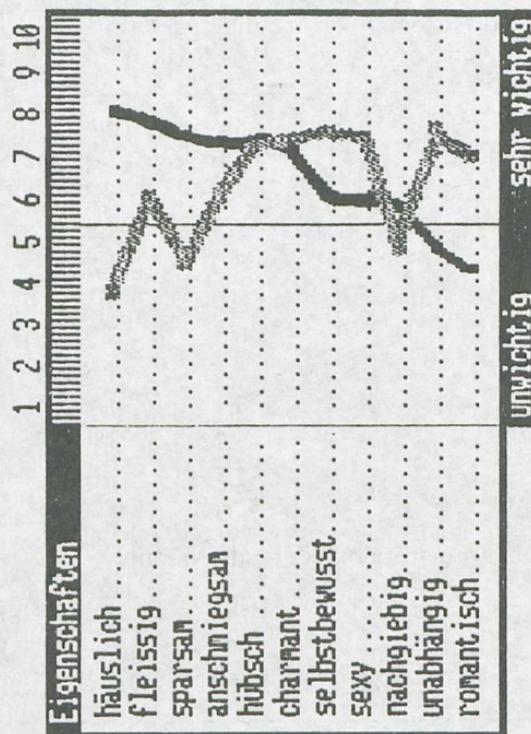
¹¹ So ergab eine breitangelegte Studie von Jones et al. 1978 an 1 400 Studenten/innen, daß Flexibilität, Kompetenz, Unkonventionalität und Anpassungsfähigkeit eher mit Maskulinität als mit Androgynität assoziiert waren — für Männer wie für Frauen. Am wohlsten — im Sinne einer Übereinstimmung von Selbstbild und Idealbild — fühlten sich die maskulinen Männer und Frauen; feminine Personen, unabhängig vom Geschlecht, gaben an, daß sie lieber maskuliner wären. Die Autoren sehen eine mögliche Ursache in dem Zusammenhang vom Zeigen instrumenteller Eigenschaften und dem Erfahren verschiedener sozialer Belohnungen wie Akzeptanz, Wertschätzung oder Achtung.

weitere Zunahme der Trennungen und Scheidungen. Veränderungen und Entwicklungsschritte brauchen ihre Zeit, sind nicht von heute auf morgen durchzusetzen. Wie mir in meiner Untersuchung Männer wie Frauen sagten, haben viele aus den Konflikten und Auseinandersetzungen gelernt, wenn sie auch dann ihre Erkenntnisse häufig erst in der nächsten Partnerschaft anwenden konnten.

Ein anderer Aspekt bezüglich der Dauer von Partnerschaft ist mir erwähnenswert: Der Mythos des „einen“ Mann oder der „einen“ Frau fürs Leben scheint zu bröckeln. Wird er auch noch in den Medien liebevoll gehegt, zeigt die Realität schon lange ein anderes Bild. Das Konzept der ewigen romantischen Liebe, das seit dem Wegfall materieller und wirtschaftlicher Notwendigkeiten zunehmend für die Bindung zwischen Mann und Frau erhalten mußte, war Ursache vieler Verunsicherungen und Mißverständnisse und hat alle Beteiligten überfordert. Die realistischere Einschätzung von Partnerschaft, die von weiten Teilen der von uns Befragten geteilt wurde, läßt hoffen, daß Liebe und Partnerschaft in Zukunft von ihrer ideologischen Überfrachtung befreit werden.

Abb. 1

Bild der idealen Frau:



bei Männern

1976

1987

Abb. 2

Worauf legen Männer mehr Wert als Frauen?

	\bar{x} ♂ n = 95	\bar{x} ♀ n = 99	sign. * p = 0.05 ** p = 0.01
attraktiv	7.7	6.8	**
initiativevergreifend	7.6	7.1	*
gutaussehend	7.5	6.2	**
hübsch	7.3	4.9	**
schön	7.2	4.8	**
ansehnlich	7.0	6.3	**
mutig	6.5	5.9	*
chic	5.7	4.5	**
weich	5.1	4.1	**
süß	5.0	3.9	**
nicht emanzipiert	2.7	2.0	**

Worauf legen Frauen mehr Wert als Männer?

	\bar{x} ♂ n = 95	\bar{x} ♀ n = 99	sign. * p = 0.05 ** p = 0.01
einfühlsam	8.7	9.2	**
liebevoll	8.1	9.1	**
zärtlich	8.3	9.0	**
verständnisvoll	7.9	8.6	**
sensibel	7.6	8.3	**
warmherzig	7.6	8.3	**
lieb	7.6	8.2	*
gefühlbetont	6.9	7.7	**
kinderlieb	6.6	7.6	**
emanzipiert	6.6	7.5	**
fürsorglich	5.8	6.8	**
häuslich	3.8	4.5	*

Signifikante Unterschiede in der Beschreibung des Idealpartners zwischen Männern und Frauen

Abb. 3

Wichtigkeit versch. Lebensbereiche für Zufriedenheit¹⁾

	Männer	Frauen
Beruf	7.9	8.3
Unabhängigkeit	8.0	8.4
Erfolg	7.7	7.6
Selbstverwirklichung	8.5	8.4
Liebe	8.9	9.3
feste Partnerbeziehung	7.5	7.7
Ehe	3.8	3.6

-
- ¹⁾ Durchschnittswerte:
1 = völlig unwichtig
10 = ganz wichtig

Abb. 4

Zukunftsvorstellungen von Frauen und Männern

	♀	♂
Ich will später nicht heiraten	32 %	16 %
Ich will später kein Kind	8 %	4 %
Ich will später Kinder ohne feste Partnerschaft	12 %	6 %
Ich kann mir nicht vorstellen, für ein Kind die eigene Berufstätigkeit zurückzustellen	9 %	17 %
Ich will einmal beruflich Karriere machen	63 %	63 %

Abb. 5

Zukunftsvorstellungen an Partnerschaft; Unterschiede zwischen Männern und Frauen, auf die die Frauenbewegung einen persönlichen Einfluß hatte (ja) und Männern und Frauen, auf die die Frauenbewegung keinen persönlichen Einfluß hatte (nein)

Wenn es nur nach Ihnen ginge, welche der folgenden Alternativen würde Ihnen am meisten entsprechen?

1. Ich möchte möglichst lange mit einem Partner zusammensein.	44 %	79 %
2. Ich möchte möglichst lange mit einem festen Partner zusammensein, aber daneben auch andere sexuelle Beziehungen haben.	29 %	13 %
3. Ich möchte immer mal wieder eine neue feste Beziehung haben.	26 %	4 %
4. Ich möchte keine feste Beziehung haben.	1 %	4 %

Glauben Sie, daß die Frauenbewegung auf Sie persönlich einen Einfluß hatte?	ja	nein
---	----	------

Abb. 6

Möchten Sie an der traditionellen Aufteilung, in der Frauen den Gefühlsbereich vertreten, Männer den Bereich von Aktivität und Leistung, etwas ändern?

	Männer	Frauen
1. Ja, Männer und Frauen sollten gleichermaßen beide Bereiche vertreten	45	42
2. Ja, vor allem die Frauen sollten sich ändern zu mehr Aktivität und Leistung	4	5

	Männer	Frauen
3. Ja, vor allem die Männer sollten sich ändern zu mehr Bereitschaft, Gefühle zu zeigen	17	15
4. Nein, ich finde eine gewisse Rollenverteilung gut	7	4
5. Ich weiß nicht	5	1

n = 195, Angaben in Prozent

Literatur:

- Antill, J. K.: Sex-roles complementarity versus similarity in married couples. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 145 - 155, 1983
- Badinter, E.: Ich bin Du. Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder die androgyn Revolution. München, Zürich: Piper, 1987
- Bakan, D.: The duality of human existence. Chicago: Rand McNally, 1966
- Bar-Tal, D. u. Saxe, L.: Physical Attractiveness and Its Relationship to Sex-Role Stereotyping. *Sex Roles*, 2, 123 - 133, 1976
- Beck-Gernsheim, E.: Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben. *Soziale Welt*, 34, S. 307 - 348, 1983
- Beck-Gernsheim, E.: Liebe als Identität? Frauenbiographien im Umbruch. Vortrag auf dem Kongreß für Klinische Psychologie und Psychotherapie in Berlin, 21. - 26. 2. 1988
- Beckmann, D.: Geschlechtsrollen und Paardynamik. In: Pross, H. (Hrsg.): *Familie wohin?* Reinbek: Rowohlt, 1979
- Bem, S. L.: The Measurement of Psychological Androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, No. 2, 155 - 162, 1974
- Bem, S. L.: Die Harten und die Zarten. *Psychologie Heute*, Februar 1976, S. 54 - 59
- Constantinople, A.: Masculinity-femininity: an exception to the famous dictum? *Psychological Bulletin*, 80, S. 389 - 407, 1973
- Costrich, N.; Feinstein, J.; Kidder, L. et al.: When Stereotypes Hurt: Thress Studies of Penalties for Sex-Role Reversals. *Journal of Experimental Social Psychology*, 11, S. 520 - 530, 1975
- Giger, A.: Mann und Ehefrau. Das Verhältnis des deutschen Mannes zu Ehe, Frau und Sexualität im Spiegel von Befragungsdaten. Bern u. Stuttgart: Haupt, 1981

- Harrington, D. M.; Anderson, S. M.: Creativity, masculinity, femininity, and three models of psychological androgyny. *Journal of Personality and Social Psychology*, 41, S. 744-757, 1981
- Jones, W. H.; Chernovetz, M. E. u. Hansson, R. O.: The Enigma of Androgyny: Differential Implications for Males and Females? *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 46, S. 298-313, 1978
- Kabath-Taddei, C.; Röhl, J.; Witte, E. H.: Unterschiede zwischen verheirateten und unverheirateten Paaren. *Gruppendynamik*, 17, 83-94, 1986
- Kaupp, P.: *Das Heiratsinserat im sozialen Wandel*, Stuttgart: Enke, 1968
- Komarovsky, M.: Cultural contradictions and sex roles. *American Journal of Sociology*, 52, 184-189, 1946
- Kulik, J. A. u. Harackiewicz, J.: Opposite-Sex Interpersonal Attraction as a Function of the Sex-Roles of the Perceiver and the Perceived. *Sex Roles*, 5, S. 443-452, 1979
- Lersch, P.: *Vom Wesen der Geschlechter*, München: Erasmus, 1947
- Macbrayer, C. T.: Differences in perception of the opposite sex by males and females. *Journal of Social Psychology*, 52, 309-314, 1960.
- Murstein, B. I.; Williams, P. D.: Sex-roles and marriage adjustment. *Small Group Behavior*, 14 (1), S. 77-94, 1983
- Pareman, A.: *Emotional Intimacy in Marriage. A Sex-roles Perspective*. Ann Arbor: Umi Research Press, 1983
- Parson, T. u. Bales, R. F.: *Family. Socialization and Interaction Process*, London: Routledge & Kegan, 1955
- Pross, H.: *Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau*. Reinbek: Rowohlt, 1978
- Pursell, S. A. u. Banikiotes, P. G.: Androgyny and initial interpersonal attraction. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 4, S. 235-239, 1978

- Richardson, D.; Bernstein, S. u. Hendrick, C.: Deviations from Conventional Sex-Role Behavior: Effect of Perceivers' Sex-Role Attitudes on Attraction. *Basic and Applied Social Psychology*, 1, S. 351 - 355, 1980
- Richter, H. E.: Konflikte und Krankheiten der Frau. In: Claessens, D. u. Milhoffer, P. (Hg.): *Familiensoziologie*. Frankfurt: Fischer, 1973
- Rosenkrantz, P. et al.: Sex-role stereotypes and self-concepts in college students. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 32, No. 3, 287 - 295, 1968
- Schenk, J. u. Pfrang, H.: Aspekte des Geschlechtsrollenbildes bei Verheirateten. *Psychologische Beiträge*, 25, 176 - 193, 1983
- Seward, G. H. u. Larson, W. R.: Adolescent Concepts of Social Sex Roles in the United States and the Two Germanies. *Human Development*, 11, 217 - 248, 1968
- Seyfried, B. A. u. Hendrick, C.: When do Opposites attract? When they are opposite in sex and sex-role attitudes. *Journal of Personality and Social Psychology*, 25, S. 15 - 20, 1973
- Spence, J. T.; Helmreich, R. L. u. Stapp, J.: The Personal Attributes Questionnaire: a measure of sex-role stereotypes and masculinity-femininity. *JSAS Catalog of Selected Documents in Psychology*, 4, 43, 1974
- Spence, J. T.; Helmreich, R. L. u. Stapp, J.: Ratings of self and peers on sex-role attributes and their relation to self-esteem and conceptions of masculinity and femininity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 32, S. 29 - 39, 1975
- Spence, J. T.; Helmreich, R. L.: On Assessing „Androgyny“. *Sex Roles*, 5, S. 721 - 738, 1979
- Spence, J., Deaux, K. u. Helmreich, R. L.: Sex Roles in Contemporary American Society. In: Lindzey, G. and Aronson: *The Handbook of Social Psychology*, 3rd edition, Vol. II, New York: Random House, 1985
- Wallin, P.: Cultural contradictions and sex roles: a repeat study. *American Sociological Review*, 15, 288 - 295, 1950
- Wieck, W.: Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau. Kreuz Verlag, 1987

Monika Sieverding (1957)

Monika Sieverding arbeitete nach dem Studium der Psychologie (1976-1982) an der Philipps-Universität in Marburg in einem sozialpsychiatrischen Tageszentrum in Lübeck und war dort mit Aufgaben der Begleitforschung betraut. Seit 1986 ist sie am Institut für Medizinische Psychologie der Freien Universität Berlin als wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt. Schwerpunkt der Lehrtätigkeit ist Unterricht von MedizinstudentINNEN in Psychologie, im Rahmen von Pflichtveranstaltungen und freiwilligen Seminaren. Aus einem freiwilligen Seminar zum Thema „Sexualität und Partnerschaft“, das sie über ein Jahr zusammen mit Herrn Prof. Rosemeier durchführte, entwickelte sich die Fragestellung, welche Erwartungen heute junge Männer und Frauen in Bezug auf Partnerschaft aneinander haben. Zusammen mit StudentINNEN wurden kleinere Befragungen durchgeführt und Analysen von Kontaktanzeigen durchgeführt. Daran schloß sich im Sommer 1987 die Untersuchung an, die Grundlage dieses Vortrages ist. „Geschlechterrollen in der Partnerschaft“ vor allem auch bei berufstätigen Frauen ist weiterhin ihr Forschungsschwerpunkt.

Kontaktadresse: Institut für Medizinische Psychologie, Freie Universität Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 1000 Berlin 33, Tel.: 030 / 838 50 94 oder 50 92.

